

Ludger Honnefelder (Hg.)

**Kants „Streit der Fakultäten“ oder
der Ort der Bildung zwischen Lebenswelt
und Wissenschaften**

ISBN 978-3-95832-110-6 · 560 S. · br. · EUR 29,90

© Velbrück Wissenschaft 2017

Einführung

Die Idee der Universität oder der Ort der Bildung zwischen Lebenswelt und Wissenschaften. Eine Einführung

Ludger Honnefelder

Was hat eine auf dem Höhepunkt des europäischen Mittelalters entstehende Institution wie die *Universität* so erfolgreich werden lassen? Warum ist sie durch alle Krisen hindurch zu einer inzwischen weltweit verbreiteten Einrichtung geworden? Vor 200 Jahren mit der Frage nach der Zukunft der Universität konfrontiert sahen Friedrich Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt und ihre Mitstreiter die Antwort in der *Idee*, die hinter der Universität steht und legten sie der Epoche machenden preußischen Universitätsreform zugrunde.

„Der Begriff der höheren wissenschaftlichen Anstalten [...] beruht darauf, dass dieselben bestimmt sind, die Wissenschaft im tiefsten und weitesten Sinn des Wortes zu bearbeiten, und als [...] Stoff der geistigen und sittlichen Bildung [...] hinzugeben. Ihr Wesen besteht daher darin, [...] die objective Wissenschaft mit der subjectiven Bildung zu verknüpfen.“¹

„*Bildung durch Wissenschaft*“ – so lautete die Kurzformel für das mit diesen Sätzen aus Humboldts Universitätsgründungsschrift von 1810 beschriebene Konzept. Und es ist dieses Konzept, das ihm und den anderen Inauguratoren der Universitätsreform als die *Idee der Universität* vor Augen stand. Was aber ist mit dieser Idee gemeint und – mehr noch – welche Bedeutung kann ihr 200 Jahre nach ihrer Reformulierung noch zukommen

für das Verhältnis von Wissenschaft und Bildung und für die Universität als dessen institutionellem Ort?

Für die *Theologische Fakultät der Humboldt-Universität* war das 200jährige Jubiläum der Humboldt-Universität Anlass, dieser Frage unter dem Titel „Bildung durch Wissenschaft oder die Idee der Universität“ in einer vierteiligen Konferenzreihe nachzugehen. Unterstellt wurde dabei, dass es die von W. v. Humboldt und seinen Mitstreitern zugrunde gelegte *Idee der Universität* ist, die diese Aufmerksamkeit verdient, nicht die konkrete historische Gestalt, in der diese Idee unter den damaligen wissenschaftsorganisatorischen Bedingungen realisiert wurde,² und dass der Kern dieser Idee in dem Konzept der *Bildung durch Wissenschaft* besteht. Gefragt werden sollte daher nach den intellektuellen Konstellationen, denen diese Idee der Universität entspringt, sowie nach den konstitutiven Momenten, die sie bestimmen und dies im Blick auf die Frage, ob der Idee Perspektiven eigen sind, die sie auch für die Zukunft unverzichtbar machen.

1.

Die Konferenzreihe verband den Versuch der Beantwortung dieser Frage mit drei Namen: *Albertus Magnus*, *Friedrich Schleiermacher* und *Immanuel Kant*. Albert der Große war zu nennen, weil er die Schlüsselfigur ist, dessen Werken zu entnehmen ist, welche Idee die Entstehung der Institution der Universität im Mittelalter prägt und erfolgreich macht, und zwar insbesondere in Form der um 1200 entstehenden und mehrere Fakultäten umfassenden Universität in *Paris*.

Offensichtlich, so das Ergebnis der ersten Konferenz,³ wird die Universität des Pariser Typs zu einer so rasch und grenzübergreifend sich ausbreitenden Institution, weil sie die intellektuelle Herausforderung aufzunehmen vermag, die mit der Kulmination der Aristoteles-Rezeption im lateinischen

Westen des 13. Jahrhunderts verbunden ist. Denn es ist die dramatische Konfrontation mit den zwischenzeitlich verloren gegangenen großen Werken des Aristoteles und seiner griechischen, jüdischen und islamischen Vermittler, die den lateinischen Westen des 13. Jahrhunderts den Schritt in die durch diese Werke eröffnete wissenschaftliche Weltsicht tun lässt. Aus den bisher schon bestehenden Schulen der Medizin, der Rechtswissenschaften und der Theologie werden gemeinsam mit der als Grundstufe betrachteten Schule der sieben freien Künste (*septem artes liberales*) – zum ersten Mal in Paris – *facultates* einer als *universitas magistrorum et scholarium* neu gegründeten Institution. In Auseinandersetzung mit dem Anspruch wissenschaftlicher Vernunft, wie ihn Aristoteles formuliert hatte und wie er in dessen wiederentdeckten Werken der Naturphilosophie (Physik), der Ersten Philosophie (Metaphysik) und der Ethik samt der Entfaltung dieser Werke durch die griechischen, jüdischen und islamischen Gelehrten neu begegnet, werden aus den tradierten Disziplinen Wissenschaften eines neuen Typs. An die Stelle einer von der Theologie überwölbten Enzyklopädie der Inhalte, die dem neuplatonisch inspirierten Ideal einer Einheitswissenschaft folgt, tritt eine Enzyklopädie der Disziplinen, die sich als ein Netzwerk von Wissenschaften versteht. Da die Artes-Fakultät dieses aristotelisch inspirierte Wissenschaftsverständnis dezidiert aufnimmt und entfaltet, vollzieht sich die neue „Verwissenschaftlichung aller Theorie“⁴ im Modus des Streits dieser Fakultät mit den ‚höheren‘ (weil auf das Studium der *artes* folgenden) Fakultäten, was dazu führt, dass – wie an der Theologie zu verfolgen – der sachliche Streit zum internen, ja konstitutiven Moment für das wissenschaftliche Selbstverständnis der höheren Fakultäten wird.

Es ist vor allen anderen Autoren Albert, der mit seiner Kommentierung aller aristotelischen Werke und der Herausarbeitung ihrer wissenschaftstheoretischen Grundlage diesem Prozess bei den höheren Fakultäten, insbesondere bei der

Theologie Bahn bricht und damit den neuen Anspruch der Wissenschaftlichkeit zur akzeptierten konzeptionellen Grundlage der Universität macht. An die Stelle des bis dato verfolgten Weisheitskonzepts in Form einer die *artes* unter dem Dach der Theologie umfassenden Enzyklopädie der Inhalte setzt er das Konzept einer – um Kants spätere Formulierung zu gebrauchen – „Weisheit [...] durch den Weg der Wissenschaft“⁵, d.h. einer Enzyklopädie der Disziplinen, die dem Paradigma der aristotelischen Wissenschaftstheorie und ihrer Entfaltung durch die arabischen Autoren, insbesondere durch Avicenna und Averroes, folgt.

In der *Theologie* sieht Albert eine dieser Disziplinen, wenn auch eine solche *sui generis*.⁶ Wissenschaftstheoretisch von ihm neu interpretiert wird aus der tradierten *sacra doctrina*, die bis dato als die alles andere Wissen integrierende Weisheit (*sapientia*) betrachtet wird, eine sich als *scientia* verstehende Theologie, die kraft ihrer Wissenschaftlichkeit in den Streit mit den Disziplinen der anderen Fakultäten einzutreten vermag und ihr Profil aus eben diesem Streit gewinnt.

Dabei geht es ihr wie den anderen Disziplinen nicht mehr nur um Vermittlung nützlicher Kompetenzen und Fertigkeiten, sondern um die in der Perspektive der verschiedenen Disziplinen betriebene Suche nach Wahrheit, durch die sich ein neues wissendes Selbstverhältnis der Beteiligten ausbildet.

Mit der neuen Verwissenschaftlichung aller Theorie, die zuvor schon die Rechtswissenschaft und die Medizin in den *studia generalia* von Bologna und Salerno ergreift,⁷ verbinden sich an der Universität des neuen Pariser Typs zwei Merkmale, die zur institutionellen Autonomie und zur kommunitären Verfassung der neuen Einrichtung hinzutreten und besondere Aufmerksamkeit verdienen: Zum einen ist es die schon erwähnte Gliederung in mehrere Fakultäten, die im neuen Verständnis von *Wissenschaft* als einem Netzwerk von je eigenen Disziplinen ihre wissenschaftstheoretische Grundlage und im ‚Streit‘ der ‚höheren‘ Fakultäten mit der von den Magistri der (unteren‘)

Artistenfakultät eingeklagten Gestalt der wissenschaftlichen Vernunft ihr inneres *Movens* gewinnt, wobei sich bereits in dieser frühen Phase zeigt, dass hinter dem vermeintlich gesetzwidrigen Streit ein – wie Kant es später formuliert – geradezu gesetzmäßiger Streit steht, der mit der Frage nach der Vernunft in den Wissenschaften unvermeidlich zusammenhängt.

Zum anderen wird deutlich, dass die an der Universität betriebene Wissenschaft einen *Bildungsprozess* darstellt, und dies nicht nur für die neuen Eliten, die aus den drei oberen Fakultäten hervorgehen. Wie sehr das Durchlaufen des Netzwerks der Wissenschaften an der neuen Institution der Universität Pariser Typs als ein Prozess der Bildung durch Wissenschaft verstanden wird, macht nicht zuletzt Dante deutlich, wenn er für den Laien jenseits professioneller Praxis die Idee einer Bildung durch Wissenschaft beschreibt, die genau diesem Konzept folgt.⁸ Bildung durch Wissenschaft setzt an zum Ingredienz der Kultur des lateinischen Westens zu werden.

Wie Albert dem Großen kommt auch dem im Zentrum der zweiten Konferenz stehenden *Friedrich Schleiermacher* eine Schlüsselfunktion für die Frage nach der Idee der Universität zu.⁹ Dass er als Theologe in seinen Universitätsschriften wesentliche Elemente für ein Reformkonzept der tradierten, hinter ihrer Idee längst zurück gebliebenen Universität entwickelt, ist kein Zufall. Denn eine Theologie, die den in ihrem Gegenstand gelegenen universalen Anspruch zur Geltung bringen will, muss sich in ein Verhältnis setzen zu der Verschränkung von Selbst- und Weltbezug, wie er in den verschiedenen Weisen des Wissens und den damit verbundenen Formen der Bildung begegnet.¹⁰ Sie zwingt dazu – wie Schleiermachers Werk deutlich macht – die generelle Weise zu eruieren, in der sich der Mensch wissend zu sich und der Welt verhält. Aus dem Theologen Schleiermacher wird daher der Theoretiker des Verstehens und der Bildung, der die notwendige Reform der Universität als Reform der ursprünglichen

Idee einer Bildung durch Wissenschaft begreift und diese Idee auf neue Weise als deren Kern zur Geltung bringt. Wissenschaftliche Weltsicht und Bildung durch Wissenschaft sind nicht partikuläre Möglichkeiten, sondern Wesenselemente einer Kultur, die in einem in jeder Hinsicht bewussten aufgeklärten Leben ein Spezifikum des Menschlichen erblickt.

In diesem Licht erscheint die in der Universität Gestalt gewinnende *Bildung durch Wissenschaft* als die Fortsetzung einer Lebensform, die das westliche Denken schon früh bestimmt.¹¹ Denn die Entdeckung der Philosophie und der Wissenschaften, die am Beginn der Entwicklung dieser Lebensform steht, geschieht ja unter dem leitenden Konzept der „*Bildung (paideia)*“. Es ist – so der platonische Sokrates – die Suche nach der Einsicht in die Wahrheit, die den Menschen ‚aus der Höhle herausführt‘ und seine Erfüllung als freies, seinem eigenen Urteil folgendes Wesen finden lässt, und solche Einsicht ist erst dann wirklich gewonnen, wenn sie sich als Erkenntnis aus Gründen, als Wissen in der Form von Wissenschaft vollzieht. Die Entdeckung der Wissenschaft verdankt sich nicht der Überlebenssorge des *homo faber*, sondern dem Wissen-wollen des *homo sapiens* oder anders gewendet dem, was man das Projekt eines ‚Lebens aus universaler Wahrheit‘¹² nennen kann.

Es ist eine von vornherein dynamisch, kritisch und auf *Weltveränderung angelegte* Lebensform, die mit diesem Konzept Gestalt gewinnt. Denn der Mensch ist kraft seiner Vernunft der Erkenntnis der Wahrheit fähig. Doch ist diese Wahrheit für ein Wesen, das wie der Mensch nicht über den Gottesgesichtspunkt verfügt, regulative Idee, nicht endgültiger Besitz. Wissenschaft vollzieht sich deshalb notwendig als *Forschung* und bedarf der ständigen kritischen Vergewisserung. Eben sie aber ist es, so das Konzept, die den Menschen, von dem Aristoteles zu Beginn seiner *Metaphysik* sagt, „er sei das Wesen, das wissen will“¹³, zu seiner maßgeblichen Vollendung führt.

Diese aus dem achsenzeitlichen Prozess eines *Übergangs vom Mythos zum Logos* hervorgegangene Lebensform eines Lebens aus

universaler Wahrheit – so schon Albertus Magnus und später Schleiermacher – verbindet sich mit einer zweiten Lebensform, die ganz anderen Quellen entspringt, sich aber ebenfalls einem Übergang vom Mythos zum Logos verdankt, nämlich dem aus einer Stammesreligion hervorgegangenen jüdischen bzw. christlichen Glauben an einen einzigen zugleich welttranszendenten und -immanenten Gott. Bildung erscheint in der Perspektive dieses Glaubens als der Prozess, in dem das Wesen, das in seiner Ausstattung mit Vernunft und freiem Willen als *imago Dei* geschaffen ist, das „Bild“ dessen herausformt, als das es geschaffen ist, und dies durch ein – wie es im Johannes-evangelium (4,19-26) heißt – Leben „im Geist und in der Wahrheit“. Freilich geschieht dieser Prozess der Bildung nicht nur im Rahmen einer als Ordnung, als *kosmos* gedachten Welt, sondern im Rahmen eines (heils-)geschichtlichen, durch Gnade und Glauben erfahrbaren Prozesses. Es ist die – ungeachtet der dadurch verbleibenden Spannungen – im 13. Jahrhundert dauerhaft sich durchsetzende Verbindung der philosophischen Lebensform der Antike mit der Lebensform des christlichen Glaubens, die „Bildung durch Wissenschaft“ zu dem Ferment der europäischen Kultur werden lässt.

2.

Dass die dritte Konferenz das Thema der Universität mit dem Namen Kants verband, lag angesichts der Frage nach der *Idee* der Universität auf der Hand. Denn es ist Kants Sicht auf diese Idee, wie er sie in der späten Schrift *Der Streit der Fakultäten* ausgearbeitet hat,¹⁴ die im Hintergrund von Schleiermachers und Humboldts Konzeption von Universität und Bildung steht. Der von Kant gewählte Ansatz, die Idee der Universität unter dem Stichwort eines Streits der Fakultäten zu thematisieren, ist historisch wie systematisch kein Zufall. Denn Kant ‚wiederholt‘ damit nicht nur den bereits die Ursprungskonstellation

der Universität im Mittelalter bestimmenden Streit, sondern macht dessen konstitutive Rolle für die Universität als Ort der wissenschaftlichen Wahrheitssuche endgültig deutlich.

Der „Streit“ geht um die Frage, inwieweit und in welcher Weise sich die oberen Fakultäten dem Anspruch aussetzen, „Wissenschaft“ zu sein, und das bedeutet, bereit und in der Lage sind, denjenigen Kriterien und Methoden zu folgen, die im Unterschied zu einer allein auf Autoritäten sich berufenden „Meinung“ zu einer kritisch geprüften und methodisch als wahr begründeten Erkenntnis, d.h. zu „Wissen“ im Sinn von Wissenschaft führen. Kurz gesagt, es geht um die Frage, in welcher Weise „Vernunft“ in den Wissenschaften, insbesondere den Wissenschaften der oberen Fakultäten, anwesend ist und deren Wissenschaftlichkeit prägt.

Diese Frage steht für Kant in engem Zusammenhang mit dem von ihm verfolgten Projekt der *Aufklärung*, wie es sich philosophisch in den drei Kritiken und hier insbesondere in der *Kritik der reinen Vernunft* niederschlägt. Denn dort wird deutlich, dass die Form der „Weisheit“, die dem Menschen zugänglich ist, und die ihre Wahrheit erweisen soll, nicht aus unausgewiesenen „überschwänglichen Einsichten“¹⁵ erwartet werden darf, sondern nur „durch den Weg der Wissenschaft“¹⁶ erreichbar ist. Das aber ist, wie der „Streit der Fakultäten“ deutlich macht, nur durch Prüfung des Wahrheitsanspruchs wissenschaftlicher Aussagen an den Kriterien der Vernunft möglich. Der Wahrheitsbezug treibt die Wissenschaftlichkeit aus sich heraus, gerade deshalb, weil er nie endgültig eingelöst werden kann. An die Stelle der an Aristoteles orientierten Wissenschaftstheorie der mittelalterlichen Universität tritt das an der Krieteriologie Kants orientierte Verständnis von Wissenschaft.

Was Kant im *Streit der Fakultäten* in der Weise einer formalen Anzeige und daraus abzuleitender Konsequenzen beschreibt, hat sein Korrelat in Kants Ortsbestimmung von Glauben und Gottesfrage.¹⁷ So wie der Gegenstand der höheren Fakultät der Theologie im *Streit der Fakultäten* zum Gegenstand

der durch die Philosophische Fakultät vertretenen kritischen Vernunft wird, so fragt Kant in seinen metaphysischen und religionsphilosophischen Schriften, welcher Ort der historischen Faktizität von Religion in Form von Offenbarungsglauben und Kirche im Horizont einer kritischen Vernunft des Allgemeinen zukommt und welche verschiedenen Geltungsebenen hier ineinander spielen und von der Vernunft zu vermitteln sind. Die Theologie erscheint als Beispiel dafür, in welcher Weise eine recht verstandene Wissenschaft der kritischen Reflexion und Aufklärung des in ihr begegnenden faktischen Wissens und seiner verschiedenen Geltungsebenen bedarf, um Wissenschaft zu sein, und wie dies eine Vermittlung von Subjektivität und Allgemeinheit, von Selbst- und Weltverhältnis einschließt.

Im „Streit der Fakultäten“ steht die Aufgabe der „Bildung durch Wissenschaft“, die Kant der Universität zuordnet, ganz unter dem Gesichtspunkt der Bildung, die der republikanische Staat von den Absolventen der höheren Fakultäten erwarten muss.¹⁸ Ein aufgeklärtes, aus urteilsfähigen Bürgern bestehendes Gemeinwesen, so Kant, kann es nicht bei einer nach äußeren Statuten verfahrenen und auf bloße Nützlichkeit abzielenden Ausbildung seiner Entscheidungsträger in den tradierten höheren Fakultäten belassen. Nur wenn Medizin, Rechtswissenschaft und Theologie sich im Streit mit der philosophischen Fakultät dem kritischen Anspruch der Vernunft aussetzen, werden sie *Wissenschaften* sein. Und nur durch Partizipation an einem solchen Prozess der Wahrheitssuche, die kritisch um ihre eigene Unabgeschlossenheit weiß, werden autonome und urteilsfähige Absolventen entstehen, die mit dem Wissen verantwortlich und d.h. kritisch umgehen. Es ist die Suche nach „Weisheit [...] durch den Weg der Wissenschaft“¹⁹, durch welche die Universität zur Agentur eines aufgeklärten Gemeinwesens wird. Erst bei Schleiermacher und W. v. Humboldt wird dann herausgearbeitet, dass die von Kant im „Streit der Fakultäten“ im Blick auf das öffentliche Interes-

se apostrophierte Bildungsaufgabe der Universität den Prozess der Bildung als *Formationsprozess des Individuums* umfassen muss.

Eben diese von W. v. Humboldt unterstellte Verbindung von Wissenschaft und Bildung aber scheint an dem Selbstverständnis der sich seit dem späten 19. Jahrhundert rapide entwickelnden Wissenschaft zu scheitern. Folgt man etwa der 1961 von Schelsky vorgelegten Analyse, dann hat die Dynamik der Verwissenschaftlichung und das durch den Neukantianismus inaugurierte Selbstverständnis der Wissenschaften zu einer so vollständigen Entkopplung von Bildung und Wissenschaften geführt, das nur mehr von einer den Wissenschaften gegenüber zu stellenden Bildung, nicht aber einer durch sie zu gewinnenden Bildung gesprochen werden kann.²⁰ Ist es nicht der von Windelband, Cohen und Rickert verfolgte Neukantianismus, der in Anknüpfung an Kants These vom subjektiven Ursprung unserer kognitiven und normativen Deutungen den wertfreien Naturwissenschaften die wertbeziehenden Geistes- bzw. Kulturwissenschaften gegenüberstellt und in methodologischer Hinsicht zwischen dem (nomothetischen) Erklären als Sache der Naturwissenschaften und dem (idiographischen) Verstehen als Aufgabe der Geistes- bzw. Kulturwissenschaften unterscheidet?

Denn wenn man die Wertfreiheit, wie dies bei Max Weber geschieht, auf die Wissenschaft schlechthin bezieht und Werte als Sache der subjektiven und letztlich dezisionistischen Setzung versteht, dann muss die auf solche Wertsetzungen sich beziehende Bildung als Gegensatz zur Wissenschaft erscheinen. Ergreift zudem die objektivierende und damit dehistorisierende Verwissenschaftlichung – wie Schelsky unterstellt und J. Habermas kritisiert²¹ – auch die Geistes- bzw. Kulturwissenschaften, muss sich der innere Zusammenhang von Wissenschaft und Bildung vollends auflösen und zu einem externen Gegenüber werden.

Freilich macht Rickert selbst – so Lohmann – geltend, dass Faktisches und Normatives zwar zu unterscheiden, nicht

aber als Gegensatz zu verstehen sind, stellen doch die Naturwissenschaften selbst ein kulturelles Phänomen dar, das sich kulturwissenschaftlich verstehen lässt, was für ihn nicht ausschließt, kulturelle Phänomene auch naturwissenschaftlich zu betrachten.²²

Welche Engführung mit dem auf dem Hintergrund des Neukantianismus sich ausbildenden positivistischen Wissenschaftsverständnis verbunden ist, machte die im weiteren Gang der dritten Konferenz behandelte Kritik dieses Verständnisses durch Husserl, Heidegger und Blumenberg deutlich. Denn folgt man Husserls Analyse in seiner Spätschrift *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie* (1936),²³ dann ist es die Ablösung der Wissenschaften von ihrem Ursprung in dem, was er die „Lebenswelt“ nennt, der dazu führt, dass Wissenschaft und Bildung auseinandertreten.²⁴ Denn wenn unter „Lebenswelt“ jener Grenzbegriff zu verstehen ist, der auf das – wie es später Blumenberg ausdrückt – „Universum der Selbstverständlichkeiten“ verweist, auf dessen Boden sich die Wissenschaften allererst entwickeln, und diese Entwicklung als ein Prozess verstanden werden muss, in dem sich aus der *Lebenswelt* gleichsam *Sachgebiete* entwickeln, bleibt Wissenschaft konstitutiv auf die Lebenswelt verwiesen. Der Wissenschaft – so betont Blumenberg in Auseinandersetzung mit Husserl – geht die „Welt, in der man sich umsieht, ehe man sich verhält“ stets voraus. Will daher Wissenschaft Wissenschaft sein, d.h. sich radikal vor der Vernunft verantworten, kann sie es nicht bei unverstandenen Selbstverständlichkeiten belassen, sondern ist genötigt, ihre Abkünftigkeit und ihr bleibendes Verhältnis zur Lebenswelt zu reflektieren. Wenn sie sich nicht selbst versteht, wird sie zur „Tyranis“, in der alles beliebig wird.

Folgt man Heidegger, so sind Wissenschaft und Verwissenschaftlichung nur aus dem Prozess der „Weltbildung“ zu verstehen, wie er den Menschen auszeichnet.²⁵ Erst das Wesen, das sich konstitutiv zur Welt im Ganzen verhält, kann jenen

Spielraum der Erkenntnis von wahr und falsch gewinnen, in dem sich die Welt nach regionalen Ontologien differenzieren lässt, wie sie den einzelnen Wissenschaften zugrunde liegen. Nicht nur die Entstehung von Wissenschaft lässt diesen Zusammenhang erkennen, sondern auf bezeichnende Weise auch deren sogenannten „Krisen“, entstehen sie doch stets dann – so Heidegger – wenn die den Wissenschaften zugrunde liegenden regionalen Ontologien undurchsichtig werden.

Im Licht dieser Kritik zeigt sich, wie berechtigt W. v. Humboldts Verständnis der Wissenschaft ist, wenn er sie als „noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes“²⁶ bezeichnet, also als Tätigkeit in Form der *Forschung* versteht. Seine Beschreibung unterstellt, dass Wissenschaft das ihr inhärente Ziel der Wahrheitserkenntnis angesichts der Begrenztheit und Fehlbarkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens nur in Form methodisch geleiteter, die Möglichkeit des Irrtums einbeziehender Suche nach Wahrheit zu erreichen vermag.²⁷ Wissenschaft setzt also ein Subjekt voraus, das aus der Einsicht in die nicht aufzuhebende Verbindung von Wahrheitsintention und eigener Fehlbarkeit die Bereitschaft zu der für Wissenschaft charakteristischen methodisch geleiteten und revisionsoffenen Suche nach Wahrheit mitbringt. Das aber bedeutet, dass Wissenschaft zugleich Bildung voraussetzt und sie erzeugt.

Deutlich wird dies – so Keil – gerade an dem Wissenschaftsverständnis, das (wie der zeitgenössische szientistische Naturalismus) die Naturwissenschaften für den einzigen Weg zu wissenschaftlicher Wahrheit hält. Besteht nämlich die Vernunft in den Wissenschaften darin, dass – mit Kant zu sprechen – Vernunft über sich selbst zu Gericht sitzt, dann kann das Monopol einer bestimmten wissenschaftlichen Erklärungsweise nur um den Preis eines „szientistischen Selbstmissverständnisses“²⁸ behauptet werden. Das Resultat wäre die schon von W. v. Humboldt apostrophierte, von sich selbst

entfremdete und als „Produkt der Gegenauflärung“²⁹ zu kritisierende Wissenschaft. In einer diesem Selbstmissverständnis folgenden Wissensgesellschaft wäre Wissenschaft nicht der Urheber von Bildung, sondern von „Unbildung“³⁰.

3.

Mit dem Verweis auf die zur Wissenschaft gehörende und von Kant als *Streit der Fakultäten* beschriebene Selbstkritik und Revisionsoffenheit und der von Husserl und Heidegger urgier- ten Verwiesenheit auf die Lebenswelt ist die Frage nach der Zukunft von Bildung durch Wissenschaft als Kern der Idee der Universität freilich noch nicht hinlänglich beantwortet. Denn längst ist der Streit der Fakultäten zu einer Mehrheit von Wissenschaftskulturen geworden, die sich kaum mehr wechselseitig verstehen, geschweige denn(?) ein Verstehen ihrer Einheit bzw. ihrer wechselseitigen Verwiesenheit erlau- ben.

Der Versuch, die Verbindung zwischen der Welt der Na- turwissenschaften bzw. der *sciences* und der der Geistes- und Kul- turwissenschaften bzw. der *humanities* durch die Funktion einer *Kompensation* der wertfreien *sciences* durch die Werte und Sinn- konzepte thematisierenden *humanities* herzustellen,³¹ hat diese Kluft eher hervortreten lassen als geschlossen. Sicher sind Wertüberzeugungen, Sinnkonzepte und Bildungswelten Ge- genstand der Geisteswissenschaften, doch als Kompensation verstanden würden sie das oben skizzierte Selbstmissverständ- nis der *sciences* nur bestätigen und nicht beseitigen, ganz davon abgesehen, dass die Geistes- und Kulturwissenschaften selbst dem Vorwurf zunehmender Positivierung und Dehistorisie- rung ausgesetzt sind.³²

Wie aber – so lautete deshalb die Frage der letzten Konferenz in der dem Thema gewidmeten Reihe der vier Tagungen – kann angesichts der auseinander driftenden Wis-

senschaftskulturen an der Bildungsaufgabe der Universität festgehalten bzw. der Ort der Bildung durch Wissenschaft überzeugend beschrieben werden?

In einer Welt des Wissens, die durch höchst unterschiedliche Wissensformen und -kulturen geprägt ist und in der sich die Wissensformen der Wissenschaften mit anderen Wissensformen verbinden, muss Bildung – so die These von Abel – als die Kompetenz verstanden werden, mit den verschiedenen Wissensformen so umgehen zu können, dass die notwendige Triangulation von Ich, Du und Welt gelingt, eine Leistung, die in der gegenwärtigen Wissenswelt nicht unabhängig von den Wissenschaften zu erbringen ist.³³ Auf das Netzwerk der Wissenschaften bezogen erfordert dies die Fähigkeit, die Blickweisen der verschiedenen Wissenschaften aufeinander beziehen zu können, also Transdisziplinarität, und dies in einer Weise, die Kreativität im Umgang mit den eigenen Ressourcen erlaubt.

Wenn Bildung in ihrem elementaren Sinn – so die These von Herms – die Entwicklung von Handlungs- und Verantwortungsfähigkeit im Blick auf unser als Selbstzweck verfolgtes Dasein zum Ziel hat und diese Handlungs- und Verantwortungsfähigkeit auf dem Boden der grundlegenden praktischen Gewissheiten entsteht, die wir uns im Rahmen unserer lebensweltlichen Kommunikation aneignen, dann hat Wissenschaft nicht das Monopol für Bildung; sie erzeugt sie nicht allererst, aber beeinflusst sie.³⁴ Da die Lebenswelt nicht durch Wissenschaft ersetzbar ist, hängt Bildung in einer durch Wissenschaft geprägten Welt daher von dem erfolgreichen wechselseitigen Austausch von Wissenschaft und lebensweltlicher Praxis ab.

Eben dieser Austausch gelingt aber nur, wenn Wissenschaft mit einer Selbstaufklärung über ihre eigenen Bedingungen und ihre lebensweltliche Abkünftigkeit verbunden ist. Dazu gehört die Aufklärung der Bildungsgeschichte des Wissenschaft treibenden Individuums ebenso wie die Reflexion sowohl auf jenen Zusammenhang der Wissenschaft mit der

conditio humana, der die Beziehung der Wissenschaften aufeinander und damit die Idee der Universität erkennbar macht, als auch auf den bleibenden Zusammenhang mit den lebensweltlichen Evidenzen. Zur Bildungskraft der Gesellschaft im Ganzen wird eine solche um ihre Grenzen wissende Wissenschaft beitragen können, indem sie durch ihre öffentliche Explikation das Bewusstsein dafür schärft, welche Bedeutung der Rationalität und der Zivilität zukommt. Denn nur auf diese Weise wird die *Rationalität* vor dem Missverständnis ihrer selbst und damit vor Überdehnung und Reduktion bewahrt und die *Zivilität* durch Verweis auf die Eigenlogik der gesellschaftskonstitutiven Institutionen hinlänglich zur Geltung kommen. Nicht zuletzt muss sich mit einem solchen Wissenschaftsverständnis eine Selbstorganisation der Wissenschaft verbinden, die den Sinn von Wissenschaft sichert, ohne andere Sinn Dimensionen auszuschließen, und der es gelingt, die falsche Trennung von Verfügungs- und Orientierungswissen überwindet. Denn eine Beschränkung der Wissenschaft auf die Erzeugung von Verfügungswissen verkennt den komplexen Zusammenhang von Mitteln und Zielen, in dem die Mittelwahl stets die Zielwahl mitbestimmt, was die Reflexion auf den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Zielwahl unverzichtbar macht. Der wichtige Beitrag der Wissenschaften zur Wahl der einzuschlagenden Wege muss mit einer (nicht allein den Geisteswissenschaften zugeordneten) Reflexion auf die damit zusammenhängende Wahl der Ziele verbunden sein. Dies erfordert eine Organisation des Wissenschaftsbetriebs, der seiner Zuordnung zu den gesellschaftlichen Grundfunktionsbereichen entspricht, also die autonome Sachlogik der Wissenschaft mit der Matrix der Lebenswelt so vermittelt, dass Wissenschaft erfolgreich Eingang in den Prozess der Sozialisation finden kann.

Damit ist unter modernen Bedingungen das Ziel umrissen, das – wie der Beitrag von Gräß herausarbeitet – schon Schleiermacher der Bildung zugewiesen hat, wenn er sie als

die Integration der verschiedenen Weisen wissenschaftlichen Wissens beschreibt, welche durch die Wissenschaft treibenden Individuen zu erbringen ist.³⁵ Möglich wird diese Leistung für Schleiermacher im Medium der die wissenschaftliche Vernunft reflektierenden Philosophie bzw. im Medium der philosophischen Bildung, die dem in den verschiedenen Disziplinen arbeitenden Wissenschaftler eigen ist bzw. eigen sein sollte. Es ist die Integration des sachbezogenen und welterschließenden wissenschaftlichen Wissens in die Selbstausslegung des Wissenschaftlers, durch welche die Leistungen der Wissenschaft in einen überzeugenden Zusammenhang mit den Ansprüchen der Lebenswelt gebracht werden – eine Aufgabe, die wie die zeitgenössische Auseinandersetzung mit den Leistungen der modernen Lebenswissenschaften zeigt, auch für die Gegenwart nicht utopisch ist. Wo sie gelingt, ist zugleich jenes sinnvolle Ineinander von Selbst- und Weltbildung erreicht, die das genuine Ziel von Bildung ist. „Wo Welt- und Selbsterschließung zusammenfinden [...], kommt es zu Bildung durch Wissenschaft.“³⁶

Was aber bedeutet dies für die Universität und die sie bestimmende Idee? Muss sie an der Aufgabe der Bildung durch Wissenschaft angesichts der dynamischen Expansion von Wissenschaft und Forschung, der damit einhergehenden Funktionalisierung, dem Missverhältnis von Aufgabe und Ausstattung und den ungünstigen Rahmenbedingungen scheitern, oder ist sie nur das „unbegriffene Interaktionssystem“³⁷, das seine Idee unter veränderten Bedingungen wiedergewinnen muss? Was die Einrichtung der Universität in modernen demokratischen Gesellschaften kennzeichnet – so die These von Korsch – ist die Einbeziehung der Wissenschaften in die gesellschaftlichen Selbstbestimmungsprozesse.³⁸ Denn in der Perspektive der Gesellschaft ist die Wissenschaft zum maßgeblichen kommunikativen Leitmedium avanciert.

Von der Universität wird daher erwartet, dass sie jenes methodische Bewusstsein erschließt, das es dem Individuum

erlaubt sich zum potentiell Allgemeinen zu verhalten, und damit individuelle Subjektivität mit gesellschaftlicher Allgemeinheit vermittelt. Das aber erfordert angesichts der Vielheit und Differenziertheit der wissenschaftlichen Disziplinen eine erhebliche Koordinationsleistung und zugleich ein kritisches Verhältnis zu den öffentlichen Eingriffen, denen die Universität ausgesetzt ist.

Was aber damit von der Universität erwartet wird, ist Bildung durch Wissenschaft, sofern Bildung „Bereitung zum Leben“³⁹ ist und nur im Modus eines Selbstverhältnisses gewonnen werden kann, das sich über das Weltverstehen vermittelt. Da die Vermittlung der durch Wissenschaft je neu erschlossenen Wissensdimensionen nur im Rahmen der dem Individuum bereits eigenen Grunderschlossenheit von Selbst und Welt erfolgreich sein kann, setzt die geforderte Fachbildung Allgemeinbildung voraus. Doch nur wenn man diesen Bildungsprozess als ein unabgeschlossenes, die Wissenschaften begleitendes Phänomen versteht, wird das intendierte *Verstehen* des Wissens erreichbar sein. In modernen Wissensgesellschaften schließt dies die Begleitung der Bildungsprozesse durch Wissenschaft ein, wird doch nur so der Einfluss der Wissensmethodik auf die Bildungsdynamik und ihre Interferenz mit Wirtschaft und Politik durchsichtig. Denn nichts behindert das Erschließungspotential der Wissenschaften und ihrer Bildungswirkung so stark wie eine Funktionalisierung der Universität in Gestalt der Ökonomisierung, und nichts fördert sie so sehr wie dezidiertes Vertrauen in die beschriebene zukunftsöffnende Bildung durch Wissenschaft, ein Vertrauen, wie es nicht zuletzt Thema der Theologie ist.

Treffen die von verschiedenen Ansätzen aus entwickelten Überlegungen in den Beiträgen dieses Bandes zu, dann scheint „Bildung durch Wissenschaft“ im Blick sowohl auf das interne Verständnis von Wissenschaft als auch auf die Struktur der individuellen Bildungsprozesse und das Selbstverständnis demokratisch verfasster Gesellschaften als eine keineswegs erle-

digte Aufgabe und die Universität auch für die Zukunft als deren genuiner Ort.

Zum Schluss sei den Mitwirkenden an der Konferenzreihe „Bildung durch Wissenschaft oder die Idee der Universität“ herzlich gedankt, insbesondere denen, deren Beiträge der vorliegende Band versammelt. Auch dieser Band wäre – wie die ganze Konferenzreihe – nicht ohne die Initiative und die großzügige Förderung seitens der *Secco Pontanova* Stiftung (Berlin) zustande gekommen. Ihr möchten die Herausgeber deshalb besonders danken. Dank gebührt auch Nils Fischer M.A. und Christian Kny M.A., die an Redaktion und Drucklegung des Bandes tatkräftig mitgewirkt haben, sowie Elke Konertz für die umsichtige Betreuung des Projekts.